

(Nachdruck verboten.)

## Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Garry.

41] Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen  
von Alfred Peuter.

Da erstand sie vor ihm, nicht wie sie in Wirklichkeit aussehen mußte, abgestoßen, bröcklich und zerstückelt inmitten des Schuttes einer Ruine, sondern wie seine Dichterphantasie sie sich vorstellte: einsam und erhaben lächelnd, vom bleichen Mondlicht der Wüste überflutet.

Verzückt murmelte er:

„O, Astaroth Karnaim, Du Mondgöttin! Auch mich hast Du zu Deinen Füßen erwürgt, und dennoch liebe ich Dich!“

Sollte er sich aber bei seiner Entzifferung nicht doch getäuscht haben? War sie wirklich jene Aschera der Bibel, deren Embleme man auf hohen Bergen an den Aesten grüner Bäume aufhängte? Jene Istar der Ägypter, deren strahlendes Antlitz sogar in den Grüften Liebe einflößte? Jene Astarte der Phönizier, jene Aphrodite der Griechen und Venus der Römer?

Vom Reiz ihres vielfachen Namens angespornt, nahm Elias seine epigraphischen Arbeiten wieder vor, und bedeckte die Blätter, Tische, ja sogar die Wände mit fremdartigen, wie Zauberformeln aussehenden Lettern, so daß Assir, wenn er die Mahlzeit herauftrug, die sein Herr kaum anrührte, sein unheilbeschwörendes Teufelshörnerzeichen machte.

„Ich wußte es wohl, daß der Teufel wiederkehren würde, sobald die kleine Herrin fort ist,“ dachte er.

Und unter dem Vorwande, den Teufel aus seinem Gehirn durch Tabaksdampf und den „Dust des Windes“ austrüchern zu müssen, ging er für den Rest des Tages in das auf den Wällen am Fassatore liegende türkische Café.

Elias geistige Ueberreizung dauerte mehrere Tage. Da fand er eines Abends beim Herumkramen in seinen Kartons Salamis verwischtes, rätselhaftes Bild, den schwarzen, mit Ammonshörnern versehenen Statuenkopf, der sich von dem byzantinischen Goldgrunde wie von einer leuchtenden Mondscheibe abhob. Dieses Bild aber verschmolz plötzlich mit einem anderen und wenn Elias jetzt die Arme gen Arabien ausbreitete und Astaroth anrief, wußte er selbst nicht mehr, wen er meinte: die Göttin oder das Weib.

Es war das Weib.

Da schwand der Zauber der Göttlichkeit. Die Göttin wurde wieder zum einfachen Steinblock mit ungeschickten rohen Lettern.

Gegen sie und sich selbst aufgebracht, zerriß er seine Blätter, und ließ durch Assir die Wände übertünchen. Mit einem Reste heidnischen Aberglaubens verschloß er die Bruchstücke des Idols nicht wieder in seinen Schrank, sondern legte sie auf das Gesims der Türe, vielleicht in der geheimen Hoffnung, durch diese Teile des „Glücks von Moab“ das ganze Glück anzofaen zu können.

Ja, es war das Weib, die Moabitin, sinneverwirrend wie der Wüstenwind und braun wie die Zelte von Kedar. Auch sie hatte sich, nachdem sie einen Zipfel des Schleiers gelüftet, der Göttin gleich, seinen Nachforschungen entzogen.

Auf dem Diban liegend, mit schwächender Seele sah Elias sie wieder unten auf dem Hofe, wie sie den Kopf auf die Balsamjüde stützte und ihre blauen Augensterne im bleigefakten Spiegel mit den Sternen des Firmaments verglich. Auf den Stufen hörte er den weichen, ihm wie Musik klingenden Schritt ihrer nackten Füßchen. Ja, er fühlte sie vor sich, hoch aufgerichtet, stumm und leidenschaftlich, ihn durch den gebieterischen und zugleich schmeichelnden Druck ihrer weichen Kinderhändchen zu ihren Lippen hinziehend.

Oder er stellte sie sich vor, an einer Quelle sitzend mitten im Myrthengebüsch, wie sie seine Stirn mit Schilfbüscheln küßt und dazu kindliche, schwermütige Weisen singt. Ja, sie war es mit ihrem Gazellenduft und ihrer wilden Geschmeidigkeit. Ja, sie war es, so ernst und so vollküstig, so tierisch und so göttlich, so wild und so nachgiebig, so schlicht

und so erhaben, sie, die ihn zu jedem Wonnerausch des Mannes, des Gelehrten und des Dichters begeistert hatte.

Und schluchzend rief er nach ihr:

„Istar! Istar!“

Nach dem Erwachen aus solchen Träumereien fühlte Elias sich von heftiger, kaum erträglicher Verzweiflung niedergedrückt. Ein Ekel stieg in ihm auf, vor allem, vor seinem Leben, seinen Arbeiten, seinen Träumereien, aber besonders vor diesem Gemach, in dem es nach Tod und Moder roch, zu dem das hartnäckige Schweigen dieses alten, verfallenen Viertels emporfroh.

Nun vermischte er beinahe die Lutherischen Gesangbuchlieder und das Klappern der dicksohligen Pastorenstiefel; manchmal wurde ihm die Einsamkeit so unerträglich, daß er zu Assir sagte:

„Komm, rauche Dein Margileh neben mir.“

Abends ließ er ihn auf einer der unteren Terrassen sein Lager ausschlagen; beruhigt hörte er sein gleichmäßiges Atmen und dachte dabei:

„Der ist mir treu, der wird mich nie verlassen, sondern mir dereinst die Augen zudrücken . . .“

Er zwang sich wieder zur Arbeit, doch verflogen seine Gedanken wie Rauch und Luft, und das Bewußtsein seines verfallenen Lebens erdrückte ihn unter seiner Last.

„Wissenschafft, Ruhm, idealer Wonnerausch, welche Torheit! Und ich armer Narr habe zwölf Jahre meines Lebens bei diesen wurmfischigen Pergamenten und salpeterzerfressenen Stelen vergeudet. Unter dem Fuß dieser Asche ist mein Haar ergraut, unter der Umarmung dieser toten Schätze mein Mark ausgehörrt; von meinem Leben habe ich nicht den geringsten Genuß gehabt. Ach, könnte ich mein Leben noch einmal beginnen! Meine Kraft nutzen! Leben um zu lieben! Denn außer der Liebe ist alles eitel und keine Eroberung so viel wert, wie die der Frau! Und während ich hier in Verzweiflung sitze, geht draußen, draußen das Leben vorbei.

Von Angst gefoltert, ihm könnte vielleicht gerade in dieser Minute die letzte Glückschance entchlüpfen, warf Elias sich den Mantel um und eilte fast im Lauffschrift zur Stadt hinab.

Doch es war die Zeit der Pilgerzüge. In den Straßen traf er nur Bühlerprozessionen. Ganz Jerusalem war eine Frömmigkeit, eine Trauer. Man hörte nur Schluchzen und Beten.

Männer streuten sich Staub auf den Kopf, geißelten ihren Leib. Nach Weihrauch duftende Frauen in Trauergewändern umklamerten Kreuze und küßten Heiligenbilder.

Bergeglücklich streckte Elias seine Hand nach Liebe aus, nicht einmal das Almosen eines freundlichen Blickes spendete man ihm. Und mit einem Herzen, leerer als ein Bettelack, stieg er wieder zu seinem ausgestorbenen Viertel empor.

Erblickte er aber sein dunkles Gäßchen, seinen mit wildwuchernden Pflanzen übersäten Hof, so blieb er, von einer ihm unerklärlichen wonnigen Regung, von einer süßen, geheimnisvollen Hoffnung bewegt, stehen und sagte lächelnd:

„Nicht unten in der Stadt, nein, hier oben, in meinem hohen, poetischen Hause erwartet mich das Glück. Ja, rasch hinauf; sicher erwartet mich das Glück auf meiner blumigen Terrasse.“

Doch wenn er dann die kleine Türe durchschritten hatte und in seinem Marmorhose weder Babuschen schlürfen, noch Schmutz klirren hörte, ergriff ihn so tiefe Verzweiflung, daß er sich auf eine Stufe setzte, den Kopf in beide Hände nahm und laut schluchzte.

Als er eines Tages durch das Zionstor heimkehrte, küßte die Ausfäijige den Saum seines Mantels. Das rührte ihn aufs tiefste. Und während er sich die ganze Nacht hindurch ruhelos auf seinem Teppich wälzte, dachte er, zugleich beglückt und betrübt, daß in Jerusalem ihn ein Weib liebte, — und das gerade mußte eine Ausfäijige sein.

So nahte das Bairamfest, das in diesem Jahre mit dem Sommer-Solstitium zusammensiel, an dem die sämtlichen Nomadenstämme der Umgegend zum Jahrmarkt zusammenströmten.

Nun übte die Gölle Wiederbergeltung. Ueberall schäumten die Lebensfreude und der Sinnentaumel über.

Der Islam triumphierte, verschüchtert zog sich das Christentum in seine Klöster zurück und schloß sich in seine Kirchen ein.

Vom Davidsturm herab dröhnte die Kanone. Tambure und Pfeifer durchzogen die Straßen, die Mouscharabis öffneten sich, man besprengte die Vorübergehenden mit Rosenwasser, und die Menge, die ihre Schweißtücher mit bunten, hellen Sanduras und Haiks vertauscht hatte, zerstreute sich zwischen den Gräbern und schmückte die weiten Todestgärten mit lebenden Blumen. Der Duft der Balsam- und Minzeförbe vermischte sich mit Narden- und Pudergeruch, und es wehte ein glühender Wind, als ob mit den Beduinen die Wüste selbst vor den Stadttore lagerte.

Im Sarazenenhaufe knarrten die Wände vor Hitze; die Frucht kapseln des Hopfnackten über den Dächern wie aufgezogene Pfropfen und die Granatäpfel schwellen an.

Eines Abends — es war der letzte Bairam-Tag — fehrte Elias so traurig und abgemattet heim, daß er beim Anblick des kleinen Gärchens nicht einmal mehr das bange Glücksgefühl der Erwartung verspürte.

Als er aber die niedrige Türe aufgestoßen hatte, bemerkte er einige Schritte vor sich eine an den Brunnenrand gelehnte, menschliche Gestalt.

Ein weiter blauer Schleier hüllte sie ein und schleppte lang auf den Fliesen nach.

Zuerst glaubte er von einem Wahngebilde geöffit zu werden; laumelnd schloß er die Augen. Als er sie wieder öffnete, sah er jedoch unter dem Saume des Gewandes aus einer Sandale fünf mit Henna rot gefärbte kleine Behen hervorlugen. Ein sanftes metallisches Rascheln drang aus dem Schleier.

Zitternd trat er näher.

„Wer bist Du?“

Ohne zu antworten, erhob sich die Gestalt. Ein Gazellen- und Thymiannduft entströmte ihr.

„Was willst Du von mir?“ fragte er nochmals so leise, daß er es selbst kaum hörte.

Sie schlug ihren Schleier zurück.

Mit unbefchreiblichem Entzücken betrachtete er sie.

„Bist Du es, oder ist's eine andere?“

Sie machte eine unbestimmte Gebärde.

„Wenn Du es bist, warum kamst Du so spät?“

Sie machte noch einmal dieselbe rätselhafte Handbewegung, als wollte sie damit sagen „was kümmert es Dich, nun ich hier bin?“ Dann näherte sie sich ihm geschmeidig mit ausgebreiteten Armen. Zwischen ihren vollen Lippen blühten die Zähne wie Email.

Nun glaubte er, sie wiederzuerkennen.

„Istar!“ Auch er breitete jetzt seine Arme aus.

Ueber die Terrassen drang das Rauschen Jerusalems zu ihnen empor. In fernen Minaretten flammten Halbmonde auf; in der Nähe plakte ein Granatapfel, lustig hüpfen seine rofigen Kerne über die Fliesen. Fast ohnmächtig, flüsterte Elias:

„O, Du mein Abgott! Ich wußte wohl, daß Du kommen würdest!“

Alle Kettchen und Münzen ihres Schmuckes fingen an zu klirren und sangen ein Brautlied, das hell im öden Hause und leeren Herzen Elias wiederklang.

6.

Nachts stiegen sie zur Terrasse empor.

Auf allen Kuppen der benachbarten Berge lohten hohe Freudenfeuer auf. Fahnen wurden auf den Türmen der Umwallung gehißt, zu deren Füßen man zwischen den glühenden Stelen der Friedhöfe gelbe, sich allmählich rötlich färbende Zelte und Scheiterhaufen sah, welche dunkle Gestalten mit blitzenden Handscharen umtanzten.

In der näheren Umgebung stiegen von den flachen Dächern aus Räucherpfannen zarte, blaue Wölkchen träufelnd zum Himmel auf und hüllten die ganze Stadt in einen märchenhaften Dunstschleier.

Dscharbouks ertönten, Feuerwerk prasselte, Flöten jauchzten auf und verklangen leise; Hände klatschten fröhlich den Takt dazu. Von Zeit zu Zeit warf eine Regerin ihr Gewand ab, so daß sie wie eine Basaltstatue da stand, bewegte ihren Leib in konvulsivischen Windungen und röchelte zu den Sternen empor. Von den Nachbardächern antworteten andere Weiber in ähnlichen Tönen; Schakale winselten.

Da erhob die Moabitin sich und begann auf der Terrasse zu tanzen.

In kurzen, rhythmischen Tanzschritten ging sie vor- und rückwärts, wobei sie die Ringe an ihren Knöcheln wie Cymbalen klingen ließ, und ihre mit Henna gefärbten Hacken aneinander rieb. Bald hüllte der Mantel sie wie ein Bestallinnengewand völlig ein; bald öffnete er sich und schleppte hinter ihr her wie ein zerrissener Schleier.

Plötzlich ging der Mond auf und badete die Stadt in seinen silbernen Fluten.

Tambure und Pfeifer verdoppelten ihre Anstrengungen, Weiber freisähten, Hunde heulten, auf den Dächern fingen die Schatten an zu tanzen.

Der Wind wehte von Arabien her; er trug auf den Duftwölkchen der Räucherpfannen und dem Bluthauch der Wüste den Sinnestaumel des muselmanischen Stadtteiles nach dem Christenviertel mit seinen ernstlichen Kirchen und düsteren Klöstern hinüber.

Elias war aufgestanden.

„Diese wenigstens wird mich nicht länger leiden lassen!“

Und indem er sie mitten um den Leib faßte, hob er sie hoch über die Ballustrade und zeigte sie so mit einer verächtlichen und zugleich triumphierenden Gebärde der Stadt.

„Du bist besiegt, Jerusalem, dies ist Deine Gottheit!“

Hinter ihnen blähte sich Cäciliens Mantel wie ein vom Glückshauch geschwelltes Segel.

7.

Als Elias am anderen Morgen erwachte, empfand er eine solche Wohlgeit, daß ihm zu Mut war, als ob sein Körper in einem Freudenbade verjüngt, eine Seele von Heiligkeitsfluten geklärt und gehoben sei.

„Sie ist zurückgekehrt! Sie ist zurückgekehrt! Sie hat auf meinen Ruf gehört! Ich bin nicht mehr einsam; nein, ich bin nicht mehr allein.“

Von seinem Wohlgefühl eingehüllt, mochte er die Augen noch nicht öffnen; aber seine Finger tasteten nach dem Körper seiner Gefährtin.

Sie war nicht mehr da, auf dem Platze lag das Bruchstück eines Ringes.

„Zweifelloß ist sie nur hinabgegangen, um sich in der Zisterne zu spiegeln.“

Auf den Ellbogen gestützt, horchte er.

Kein Laut, kein Klirren des Münzenschmuckes drang von unten herauf.

„Istar! Istar!“

Aber das Haus war wieder in Schweigen gesunken und das Zionsviertel lag verlassen da.

Eine schreckliche Vorahnung jagte ihm Entsetzen ein; nur mühsam vermochte er sich bis zum Rande der Terrasse zu schleppen.

In der fahlen Morgendämmerung gliberten noch auf den Minarets die Halbmonde, die man auszulöschen vergessen hatte; aus der Stadt aber drang kein Geräusch mehr zu ihm empor; weder der singende Ruf der Wasserträger, noch der Klang der Timbale, weder der Lärm der Pastetenverkäufer, noch auch das laute Geschrei der Beduinen.

Mit seinen schneeweißen Kuppeln sah Jerusalem, das seinen Rausch bereits zu bereuen schien, wie ein großes, weißes Grabmal aus.

Außerhalb der Umwallungen waren die braunen Zelte schon verschwunden; die Augen mit der Hand beschattend, unterschied Elias in weiter Ferne nur noch eine lange Reihe gelblicher Kuppen, die auf dem Wege zum Jordan fortzog.

„Das Heimweh nach dem Vaterlande würde sie verzehrt haben; sie wird mit den ihrigen fortgezogen sein,“ sagte er verzweifelt zu sich.

Plötzlich aber bemerkte er, daß die beiden Basaltstücke und die Fragmente des „Glücks von Moab“ auf dem Türgefims fehlten.

Nun begriff er alles.

„Sie kam nur, um sie mir zu rauben; nur zu dem Zwecke kam sie.“

Bernichtet ließ er sich in die Kissen fallen.

Er vergoß keine Träne, aber ihm war zu Mut, als müsse sein Herz brechen. Bitterkeit quoll in ihm auf.

„Mein Leben ähnelt diesem Idol von Moab . . . Auch von ihm habe ich nur Bruchstücke bebesen. In der Wissenschaft wie in der Liebe . . . Ja, Schutt und Trümmer, das ist mein Schicksal!“

Und während Elias vor sich hin ins Weite starrte, erblickte er über der Kuppel seines Daches den einzigen Palmbaum Jerusalems, welcher der Legende nach aus einem Kern

gefieimt sein soll, den Willkür, die Königin von Saba, aus einem Fenster des Salomonischen Palastes warf.

Langsam, wie nachdenklich, hob und senkte er seine weißlichen Blätter, einem weisen, würdigen Greise ähnlich, der vieles gesehen und oft über die Eitelkeit dieser Welt, die Unvollkommenheit menschlichen Glücks, nachgedacht hat.

Während Elias ihn betrachtete, mußte er an den König Salomo denken, der nach dem Besitz von siebenhundert Rebweibern und dreihundert Frauen zu keinem anderen Schluß gekommen war, als dem: „Das Weib ist bitterer als der Tod!“

„Ja,“ wiederholte er laut, „das Weib ist bitterer, als der Tod.“

Weiteren Nachdenkens müde, schloß er die Augen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Gänsehof.

Von E. Prezang.

Nachdem Moser diese Tatsache erkannt, säumte er nicht.

„Ich habe es Ihnen ja gesagt, Herr Trielewitsch. Sie waren der Klügste von allen. Jetzt zahlen wir das Doppelte des früheren Bodenpreises. Glauben Sie nun, daß ich es gut mit Ihnen meine?“

„Glaube es nicht, Bonifazius!“ warnte die Gattin.

Dem Gänsemäster war ein freudiger Schred in die Glieder gefahren. Schlug die Stunde der Rache schon? Er schwing eine ganze Weile, denn er fürchtete für sein Herz, dem irgendwelche Pöblichkeit durchaus nicht dienlich waren. Außerordentliche Mengen des Obstweins und der Kerger der letzten Jahre hatten es sehr heruntergebracht.

Wie eine im Ablausen begriffene Uhr zu schlagen beginnt, so fing er an zu sprechen:

„Sie sind wohl — im Irrtum, Herr. Sie haben sich — vielleicht in der Tür geirrt. Mein Gänsehof? Mein Schmutzteich, Herr? Meine Sumpfwiesen? Die Gesellschaft kann es nicht brauchen, Herr.“

„Wir sind es Ihnen gewissermaßen schuldig. Ich meine: moralisch. Und deshalb rufe ich nicht eher, als bis Sie unser Anerbieten annehmen. Ihr Gehöst mit allem, was drum und dran hängt für das Doppelte des früheren Preises!“ Moser hielt die Hand hin.

Bonifazius schlug nicht ein. „Es könnte Ihnen leid tun, Herr.“

„Wir wollen keinen ins Unglück bringen,“ bemerkte auch Frau Trielewitsch sehr sanftmütig. „Wir leben schlecht und recht von unseren Gänzen, Herr. Eine und andere hat leicht einen gebrochenen Fuß und dergleichen. Die essen wir selber. Wir sind nicht anspruchsvoll, Herr. Unser Sinn steht nicht auf eine Villa, und Löwenköpfe und ähnliches Getier braucht nicht an unseren Zaun. Wir sind schlicht und recht, Herr, wir —“

Frau Trielewitsch war im besten Zuge. Aber Moser winkte ungeduldig: „Niemand bezweifelt es. Und was Sie nachher mit dem Gelde tun, geht mich nichts an. Hier handelt es sich darum, ob Sie verkaufen wollen oder nicht!“

„Was meinst Du, Bonifazius?“

„Ja,“ sagte Bonifazius und rieb sich das Kinn: „Wenn Sie denn partout wollen —“

„Abgemacht!“

Trielewitsch nahm die dargereichte Hand wieder nicht. Er sah seine Frau lange an. Die stand am Ofen und streckte fünf ausgepreizte Finger empor.

„Also das Fünffache von früher,“ meinte Bonifazius.

Moser fuhr hoch und nahm seinen Hut: „Wenn Sie Scherze machen wollen, Herr Trielewitsch —“

Der Gänsemäster schüttelte seinen grauen Kopf: „Ich bin ein alter Mann, Herr, und hab' nicht mehr lange zu leben. Ich kann ebenso gut auf den Gänsehof sterben wie wo anders.“

„Und wenn Du tot bist, Bonifazius, wenn Du wirklich vor mir die Augen zumachen solltest, dann halt' mich nicht für so schlecht und denke, ich ginge niemals hier heraus. Nein, ich würde denken, Dein Geißt findet seine Ruhe. Wir haben noch so altmodische Gedanken, Herr.“

„Also das Dreifache!“ Ganz verbissen warf Moser es hin.

„Was meinst Du, Katharina?“

„Ich meine: wir sind einfache Leute und verstehen uns nicht aufs Handeln. Und ich möchte um alles in der Welt nicht, Bonifazius, daß man uns nachsagt, wir hätten uns die Not eines anderen zuzunutzen gemacht.“

Moser hatte seine Haltung schon wieder gewonnen: „Was das anbelangt, können Sie ganz ruhig sein. Von Not ist absolut keine Rede bei uns. Wir können Ihr Geschäft kaufen oder wir können es nicht kaufen — der Gesellschaft ist es ganz egal. An Land fehlt es uns doch wahrhaftig nicht! Ob Sie die Dinge ebenso ruhig abwarten können wie wir, ist eine andere Frage. Es gibt jetzt schon mannigfache Anzeichen für eine allgemeine Entwertung des Grundbesitzes. Ob man Ihnen in zwei, drei Jahren noch die Hälfte bietet, scheint mir sehr fraglich, sehr.“

„Wir wollen es abwarten, Herr.“ Bonifazius sah so milde auf ihn wie ein segnender Priester.

Und Katharina stand am Ofen, die Hände über dem Leib gefaltet: „Wir streben nicht nach Reichtum, Herr.“

Moser stülpte den Hut auf, sah noch einmal in die milden Gesichter, und rannte davon. Dann dröhnte die Stube von dem Gelächter der beiden.

An diesem Abend mußte Katharina ihren Mann mit sanfter Gewalt ins Bett bringen, denn er wollte immer noch eine Flasche trinken, obgleich sein Gesicht schon glühte wie der Vollmond im Nebel. So einen guten Tag hatten sie seit Jahren nicht gehabt.

Moser sah die Dinge kommen, wie sie im Laufe der nächsten Jahre wirklich kamen. Der Gänsehof störte alle Pläne und drückte auf den Bodenwert. Die feinen Nasen der Anwohner empörten sich noch mehr als die Augen über das idyllische Gehöft. Einer, dem sein Biß geblieben, nannte es: „eine duftende Blume der Romantik.“ Mit dieser Romantik war, Moser hatte es längst eingesehen, auf die Dauer kein Geschäft zu machen. Der Gänsehof mußte fallen. Ein nochmaliger Versuch, mit Trielewitsch zu verhandeln, schlug fehl. Der Gänsemäster war erkrankt und ließ sich nicht sprechen. Seine Frau aber wies ihn ab mit den Worten: „Der Himmel soll mich behüten, über Geschäfte zu sprechen, wenn mein Mann auf dem Tod liegt.“

Also griff Moser zu einer Repressivmaßregel: er kaufte ein Stück Acker, das sich wie ein schmaler Keil zwischen die Wiesen des Gänsemästlers schob und den direkten Zugang zu diesen, vom Gänsehof aus, enthielt. Den Weg spernte er. Die Folge war, daß die Gänse, um zu ihrer Weide zu gelangen, einen Umweg machen mußten. Dieser Umweg führte durch bebauten Straßen und verlängerte den Weg um eine Viertelstunde. Trielewitsch rührte sich nicht. Zweimal am Tage trieb der Hirt in größter Gemütsruhe seine Gänse auf den sorgsam gepflegten Straßen entlang, vorbei an den kunstvoll geschmiedeten Gittern, hinter denen die Fontänen sprangen und eine vornehme Ruhe über alles geschäht war.

Zuerst lächelte man über das seltsame Bild auf der Straße, das so gar nicht zu seiner Umgebung paßte. Als sich das Geschnatter aber Tag für Tag zweimal wiederholte, gerieten die Anwohner in Entrüstung. Und als sich dann noch herausstellte, daß auch die Sauberkeit der Straßen litt, war es mit der Geduld vorbei und man verlangte von Moser, diesem Manne für Alles, schleunige Abhülfe.

Der war in Nöten, ließ aber schließlich dem Gänsemäster jagen, der alte Weg zu den Wiesen sei wieder offen für ihn und seine Gänse.

Frau Trielewitsch bedankte sich bei dem Voten und bat ihn, Herrn Moser auszurichten, er sei sehr gütig, aber sie möchten von seiner freundlichen Erlaubnis keinen Gebrauch machen. Es habe sich herausgestellt, daß die verlängerte Promenade außerordentlich günstig auf den Gesundheitszustand der Gänse einwirkte.

Moser berichtete darüber in der Gemeindevertretung. Dort sah auch ein leibhaftiger Millionär, Besitzer eines Automobils und sechs fünfstöckiger Häuser in Berlin. Der sagte: „Die Schweineerei muß ein Ende haben. So oder so. Das ist doch überhaupt noch nicht dagewesen: ein Gänsestall als Zentrum einer Villenkolonie! Ich bitte Sie, meine Herren: man kann einen anständigen Menschen nicht mal zum Besuch einladen! Moser, Sie sind der spiritus rector. Schaffen Sie uns die Gänseruine vom Leibel! Oder ich ziehe aus.“

„Auf gütlichem Wege ist nichts zu machen.“

„Gütlich oder nicht gütlich. Meinnetwegen stecken Sie die Wade an. Aber weg muß sie.“

Der Zufall wollte, daß der Millionär am nächsten Morgen gerade ausfuhr, als die Gänse auf die Weide getrieben wurden. Er steuerte in die Herde hinein. Elf Tote und etliche Verwundete blieben auf dem Platze.

Trielewitsch sagte. Aber ehe der Prozeß bis zur ersten Verhandlung gediehen, starb der entrüstete Gänsemäster.

Moser atmete auf und machte der Witwe einen Kondolenzbesuch. Sie weinte: „Aus Kerger ist er gestorben. Sie waren sein Tod, Herr. Sie mit Ihrer Bauerei und Spekulation!“

Er drückte ihr mitleidig die Hand und empfahl sich. Zum Bescheid schickte er einen Kranz. Sie warf ihn auf die Gasse. Am nächsten Tage schnatterten die Gänse wieder die Straße entlang.

Moser ließ eine kurze Anstandsfrist vergehen; dann stellte er sich wieder vor neuem vor. Nachte nicht viele Worte sondern tapezierte den Tisch mit Banknoten.

Witwe Trielewitsch schielte mit einem Auge auf das schöne Bild; das andere hielt sie vorwurfsvoll auf Moser gerichtet: „Sie haben Bonifazius ins Grab gebracht, Herr.“

„Es war gewiß nicht meine Absicht, Frau Trielewitsch. Sie werden zugeben: Ihr Mann war ein wenig halbstarrig. Er ist an seinem Trost gestorben. Gott hab' ihn selig. Was fordern Sie für den Gänsehof?“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Entwicklung der Kirschblüte.\*

Von R. S. Francé.

Man hat in dem Heidelberger botanischen Garten das Blühen der Kirschbäume auf das allergenaueste erforscht und dabei gefunden,

\*) Entnommen aus Francés prächtigem Werke „Das Leben der Pflanze“, das zurzeit im Verlag des „Rosmos, Gesellschaft der Naturfreunde“, Stuttgart, in Lieferungen à 1 M. erscheint.

daß es sich in ziemlicher Unabhängigkeit von den Launen des Wetters abspielt. Diese Tatsache ist so bemerkenswert und allen Altbaggerfahrern so widersprechend, daß ich nicht umhin kann, sie ausführlicher zu schildern.

Nach diesen Untersuchungen, die neuerdings von anderer Seite ihre Bestätigung fanden, zerfällt die Entwicklung der Blütenknospen der Kirsche in zwei streng geschiedene Perioden, zwischen denen die Winterruhe liegt. Nur dauert dies nicht so lange, wie die blattlose Zeit des Baumes, die man für gewöhnlich als die Ruhezeit der Vegetation ansieht. In Heidelberg währt die „entwicklungslose Zeit“ nur von Ende Oktober bis Anfang Februar. Die erste Wachstumsperiode der Blüten beginnt schon lange, bevor wir Menschen sie veranlassen würden, wenn wir das Blühen der Bäume zu dirigieren hätten. Kein Hausvater ist so voraussichtlich wie die Natur. Noch bevor sich die Blüten des Jahres 1906 entfalten, legt sie schon jene des Jahres 1907 an! In aller Verborgenheit im heimlichsten Winkel der Knospen reißt da die Blüte als zarte Wulst heran, mehrt Zelle um Zelle, verschiebt und ordnet ihre Bausteine so lange, bis sie etwa im Juli auch dem unbewaffneten Auge als feines Netzlein erkennbar wird, als steinadelkopfgroßes Schüsselflein, in dessen Grund wieder kleine Wülste aussprechen. Zarte Köpfchen erheben sich, hauchdünne Blättlein breiten sich schützend darüber, und im wohlgeborgenen Centrum wölbt sich langsam das „süße Geheimnis“ der zukünftigen Blume, die Knospe, die schon den zur Verfruchtung heranreifenden Samen in sich birgt. Diese sachten Regungen und Entfaltungen dauern den ganzen Sommer über, bis spät in den Herbst hinein. Noch lange, nachdem die Aquinoktialstürme das letzte verdorrte Blatt vom Baume gerissen haben, und er wie tot dasteht, sind in ihm tausend und abertausend Knospen rastlos tätig, das Blütenfest des kommenden Frühlings vorzubereiten. Die Natur denkt im Herbst wahrlich nicht ans Sterben, wie wir Kurzsichtigen so lange glaubten; unerschöpflich entquillt ihr Leben und Lebenslust, und dort, wo wir Ruhe und Tod zu sehen vermeinen, ist es nur die beklagenswerte Beschränktheit unseres Blickes, welche uns irreführt. Nirgends sieht man dies so deutlich, wie an der angeblichen Winterruhe der Knospen. Ende Oktober erstarren sie und erwachen erst wieder durch die matten Küsse der Februarsonne. So spiegelt es uns das Auge vor. Aber in Wirklichkeit hat die Knospe trotz Schnee und Kälte nicht geruht. Ungeheure Wandlungen haben sich an ihr vollzogen; es ist etwas vorgegangen, für das uns noch das richtige Verständnis fehlt. Wir können es erst an den Folgen erkennen und nur als innere Wandlung bezeichnen. Wie wenn das Knöpflein ein seelentiefer Mensch wäre, der durch innere Erlebnisse zu einem anderen Wesen wird. In einer Periode scheinbarer Verhärtung und Untätigkeit formt es sich um, und nur dadurch wird es befähigt zu neuem Leben. Asienash, derjenige Botaniker, der die Kirschblüte zuerst untersuchte, sagt, aus seinen Versuchen gehe „deutlich hervor, daß die Blütenknospen der Kirsche zwischen Ende Oktober und Ende Dezember eine Veränderung in ihrer Beschaffenheit erleiden, die sich nicht in einer Gewicht- und Größenzunahme der Teile, sondern nur in dem verschiedenen Verhalten zu höheren Temperaturgraden zu erkennen gibt. Es liegt nahe, anzunehmen, daß diese Veränderung chemischer Natur ist.“

Was berechtigte ihn zu dieser überraschenden Erklärung? Welche Tatsache verrät die angeblische innere Wandlung? Wir hörten es schon, eine Veränderung in dem Einflusse der Temperatur auf die Blütenentwicklung. Sie zeigt sich darin, daß wir ruhende Zweige der Kirsche im November oder anfangs Dezember vergeblich in das Warmhaus bringen. Sie schlagen nicht aus. Wohl aber geschieht dies nach Weihnachten. Nach der Zeit der geheimnisvollen Zwölfnächte ist ein großer Teil der heimischen Pflanzenvwelt wie verwandelt. Baldurs Geburt, die Wintersonnenwende, brachte ihnen wirklich die Auferstehung. Von da ab brauchen sie nur noch günstige Temperatur, damit Blüte und Blatt rasch, mit zauberhafter Schnelligkeit, sich entfaltet. Aber vor Weihnachten könnte es noch so warm sein, sie bleiben leblos und harren ruhig der inneren Wandlung, die ihnen nicht von der Wärme, sondern von der Zeit kommt.

Von den ersten wärmeren Tagen des Nachwinters an beginnt dagegen für die Kirschblüte eine Zeit der gewaltigsten Entwicklung. Die Blüten wachsen an Größe und Masse anfangs langsam, später schneller, zum Schluß mit erstaunlicher Geschwindigkeit. In den letzten sechs bis zehn Tagen vor ihrer Entfaltung verdoppeln sie ihr Gewicht; in den letzten Tagen wird eine federleichte Kirschblüte täglich um ein Dreißigstel Gramm schwerer. Das macht bei den 200 000 Blüten, die ein nur mittelgroßer Kirschbaum hat, eine kolossale Arbeitsleistung aus.

Alle diese Tatsachen bringen uns aber dem Verständnis des Lebens um einen gewaltigen Schritt näher; die Poesie des Frühlings erhält durch den Gelehrten eine solche Fülle des Wissens, daß jeder Kirschbaum für den Wissenden ein ergreifend ernstes Erlebnis wird, weil er uns an die tiefsten Tiefen des Seins mahnt. In dem lieblichen Zauber des Frühlingsblütenmeeres tritt uns wichtig und schwer das Lebensrätsel entgegen. Vorläufig hat es die Gestalt, daß die Pflanzen innere Fähigkeiten besitzen, welche sie teilweise in der Entwicklung unabhängig machen von den Einflüssen der Temperatur.

Wir sehen deutlich, daß die Sommertemperatur die Entwicklung der Kirschblüte gar nicht beeinflusst. Aber auch während der Frühlingsentwicklung vermögen Schwankungen der Temperatur den Verlauf des Wachstumstempos nicht zu ändern. Die Blüten entwickeln

sich im März stets rascher als im Februar, und es ist dabei gleichgültig, ob der März wärmer ist als der Februar oder nicht. Nur auf den Gesamtverlauf der Blütenbildung hat die Temperatur Einfluß, und ein nasses, dabei warmes Frühjahr schiebt die Gegenden früher im Blüten schmucke prangen, als ein kaltes und trodenes. Ganz besonders aber gibt sich die teilweise Unabhängigkeit der Lebenserscheinungen von der Temperatur dadurch zu erkennen, daß vom Oktober an die Knospenentfaltung ruht, mag nun ein herrlicher Spätherbst die Sommerwärme wieder auf Wochen zurückrufen, oder ein Frühwinter uns um dieses späte Glück der letzten Herbsttage bringen. —

### Kleines feuilleton.

st. Ein Streit im Tempel zu Jerusalem. Die Herstellung der sogenannten „Schaubrote“ (nach Exod. 25, 30) hatte große Schwierigkeiten, da sie nach Anordnung der Priester in nachgeräucherter Zeit eine eigentümliche Form haben mußten. Nur eine Wädersfamilie besaß und bewahrte das Geheimnis, sie unversehrt dem Backofen zu entnehmen und doch gründlich durchbaden zu lassen, so daß sie nicht schimmelig wurden. Da sie das Geschäftsgeheimnis auch der Tempelverwaltung nicht verraten wollte, ließ diese Kunstbäcker aus Alexandria kommen, die es aber nicht fertig brachten. Man mußte daher jene Familie wieder damit beauftragen, aber diese streikte nunmehr, bis ihr die Verwaltung den früheren Lohn verdoppelte. Ähnliches trug sich wegen Anfertigung des Räucherwerks zu. Nur ein Haus in Jerusalem verstand sich auf die richtige Mischung der Kräuter und dabei zu bewirken, daß der Rauch kerzengerade in die Höhe stieg. Da auch dieses Haus sich weigerte, seinen Kunstgriff preiszugeben, wurden ebenfalls auswärtige Meister herangezogen, die aber den Erwartungen der Verwaltung nicht entsprachen, weshalb sie die früheren wieder damit betrauen mußte, die sich aber erst wieder bereit finden ließen, als ihre Bezahlung aufs Doppelte erhöht wurde. (Talmud, Traktat Joma, Folio 38.) —

### Medizinisches.

hr. Das Dauerbad. Das Dauerbad hat zuerst in der Behandlung von Geisteskranken Verwendung gefunden, der große Wert warmer und lauer Bäder, die 3—4 Stunden dauern, ist zur Behandlung von Aufregungszuständen ein zweifelloses. Diese Bäder müssen stets auf gleicher Temperatur, 32—34 Grad, gehalten werden und können sogar den ganzen Tag anhalten, gegen Abend haben sie dann eine schlafmachende Wirkung. In zweiter Linie hat man das Dauerbad gegen schwere Verbrennungen angewendet, hier wirkt es in hervorragender Weise schmerzstillend; wochenlang läßt man derartige Kranke im warmen Bad. Wie bei Geisteskrankheiten wirkt das Dauerbad auch bei manchen Nervenkrankheiten, bei Lähmungen und Krämpfen günstig. Neuerdings wendet man diese Baderform mit Erfolg auch bei Gicht und Rheumatismus an, die anhaltende Einwirkung des warmen Wassers wirkt dabei auffaugend auf die Krankheitsprodukte. Im übrigen beruht die Wirkung des Dauerbades neben der Beruhigung des Gehirns darauf, daß es den Kreislauf durch Ableitung nach der Haut entlastet, die Ernährungserhältnisse der Haut begünstigt, die Wärmeabgabe erhöht und den Stoffwechsel beschleunigt. —

### Humoristisches.

— Der Theaterdirektor. „Jetzt wird dieses Stück schon zum 25. Male auf meiner Bühne aufgeführt. hm. Da sollt' ich mir's doch eigentlich auch mal anschauen!“ —

— Zu zartfühlend. „Weshalb haben Sie denn Ihr Weißwarengeschäft aufgegeben?“ — („Lustige Blätter.“)

### Notizen.

— Soeben erschien: „Der Fall Reinhardt oder der künstlerische Bankrott des Deutschen Theaters zu Berlin“. Eine kritische Studie von Dr. phil. Ernst Bergmann. Dr. E. Bergmanns Verlag, Charlottenburg 4. —

— Der Schwäbische Schiller-Verein zählt gegenwärtig 383 Stifter und 1988 ordentliche Mitglieder. Die Einnahmen betragen im letzten Jahre 47 601 M., die Ausgaben 32 117 M. Der Verein besitzt ein Vermögen von 67 776 M. —

— Waldemar Runge, der Regisseur des Berliner Schiller-Theaters, ist als Regisseur an das Münchener Hoftheater engagiert worden. —

— Die französische Regierung bewilligte Frau Curie für sich und ihre Kinder 12 000 Fr. jährlich als Ehrengabe. —

— Von einem Kleinbahnstrecke auf der Gaubahn Speyer-Geinsheim berichtet die „Pfalz. Ztg.“: Bei dem abends von Speyer 7.20 Uhr abgehenden Zug sprang unterhalb Harthausen an einer Kurve ein Wagen aus dem Gleise. Veranlaßt wurde dies durch einen Stadtfahrer, der dem Zuge zu Wett fuhr und dabei die drockigsten Bewegungen machte. Die Insassen eines Wagens drängten sich, um diesem zuzusehen, alle auf eine Seite, wobei der betreffende Wagen aus dem Gleichgewicht kam. Verletzt wurde niemand. —